

Frank Christian Heute

Zeitgemäße Jagd



Der Weg zu einem intakten
und artenreichen Wald

Zur besseren Lesbarkeit wird in diesem Buch das generische Maskulinum verwendet.

Die verwendeten Personenbezeichnungen beziehen sich aber selbstverständlich auf alle Geschlechter.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

© 2026 oekom verlag, München
oekom – Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH,
Goethestraße 28, 80336 München

Lektorat: Stefanie Weiß

Korrektur: Katharina Simon

Umschlaggestaltung: Sarah Schneider, oekom verlag

Umschlagabbildung: ©Abundzu/AdobeStock

Abbildungen, sofern nicht anders angegeben: Frank Christian Heute

Layout und Satz: Markus Miller

Druckerei: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98726-584-6

E-ISBN 978-3-98726-697-3



Frank Christian Heute

Zeitgemäße Jagd

**Der Weg zu einem intakten
und artenreichen Wald**

Inhalt

Vorwort von Bruno Hespeler: Man muss es wollen	11
Einleitung	15
1 Das jagdliche Narrativ	20
Jagd im Umbruch	20
Dogmen und Systemrelevanz	21
»Wir« Jäger?	24
Strategien zum Erhalt vieler Tiere	27
Alle gegen alle	28
Die Spaltung der Jägerschaft	30
Grüner Kulturkampf?	31
Deutungshoheit gekippt	33
Das System Jagdpacht	34
Die deutsche Jagd – ein Kulturerbe?	37
<i>Dunkle Geschichte und Brauchtum</i>	38
<i>Kultur im Wandel?</i>	41
<i>Was verschwiegen wird</i>	42
Ökologisch jagen?	43
2 Das Fundament wackelt	46
Steigbügelhalter Wildbiologie	47
Wirkungsloser Werkzeugkoffer	47
Lebensraumgutachten	50
Jagdausbildung	55
3 Hege und Wildbewirtschaftung	58
Hege und Jagdverständnis – Blick zurück	59
Jagdrecht und Wilderei	61
Hege – und heute?	63
Wild-»Bewirtschaftung«	69
Wildruhezonen	71
Blattjagd und Schwerpunktbejagung	73

	»Sozialstrukturen«	76
	Der allmächtige Jäger	78
	Survival of the fittest	80
	Rotwild	81
	<i>(Mehr) Lebensraum?</i>	84
	<i>Jagdliche Realität</i>	87
	<i>Reduktion ist möglich</i>	88
	<i>Das Rotwildgeweih</i>	90
	<i>Landschaftspfleger in Ruhezonen?</i>	92
	<i>Viel frisst viel</i>	95
	<i>Fantasie und Wirklichkeit</i>	96
	Schwarzwild	100
	<i>Schweinewirtschaft im Freien</i>	101
	<i>Reproduktion und Esoterik</i>	102
	<i>Die absolute Verplanung</i>	103
	<i>Hege und Bewirtschaftung sind obsolet</i>	104
	<i>Effektiv jagen</i>	105
	<i>Schwarze Löcher</i>	108
	<i>Wildschäden im Feld</i>	109
	<i>Jagd-Service: Für Bauern gratis!</i>	110
	Rehwild	113
	<i>Rehe historisch</i>	115
	<i>Hege-Irrtümer noch und nöcher</i>	115
4	Wildökologie	118
	Jagdbare Tierarten – Wild	118
	Wilddichten: Theorie und Realität	119
	»Natürliche« Wilddichten	125
	Beobachtbarkeit	128
	Bestandserfassung und Abschussplanung	130
	Ansinnen Ausrotten	133
5	Wald oder Forst?	135
	Eigentum verpflichtet	138
	Come on Staatswald!	139
	Der Wald wächst sowieso ...	142
	Waldzerstörung	147
	Schuldig gesprochen: Der Borkenkäfer	152
	Waldsukzession	153

	Kyrill und was folgte	155
	Shifting Baselines	157
	Warmes Klima und Rehe = Ilex und Wildschweine	158
	Prozessschutz	160
	<i>Natürliche Wälder</i>	162
	<i>Wildniswälder</i>	163
	Ökosystemleistungen	165
	Baumartendiskussion	167
	Ein bisschen Demut	172
	Blick nach vorn	172
6	Natürliche Wälder, Ade!	177
	Nacheiszeitliche Waldentwicklung	177
	Dominanz der Buche	178
	Naturnahe Wälder	180
	»Klimastabile« Wälder	183
	Der Einfluss des Wildes	184
7	Wildwirkungen	187
	Forstliche Schäden	188
	Verbisssgutachten	191
	Das Ausmaß der Katastrophe:	
	Artenschwund auf ganzer Fläche	194
	Funktion der Paarhufer	197
	Selektives Fressen?	197
	Jahrzehntelange Entmischung	198
	Winterverbiss	201
	Auch Masse fehlt	203
	Klima- und Bodenverschlechterung	206
	Wasser, Lawinen und Waldbrände	208
	Straßenverkehr	209
	Kaskade des Artensterbens	210
8	Fleischfresser und ihre Beute	214
	Füchse	215
	<i>Aus dem eigenen Revier</i>	217
	<i>Exkurs: Prädatorenbejagung</i>	219
	<i>Artenschutz mit der Falle</i>	221
	Invasive Art Sikawild	222
	Waschbär	224

	Wolf	226
	Muffel	231
	Niederwild	233
	Intraguild Predation	239
	Jedes erlegte Tier nutzen?	240
	Fleischfresser Mensch	242
9	Transformation der Jagd	245
	Jagdrechtsinhaber tragen Verantwortung	246
	Umstellung der Jagd	249
	Wenig Vorzeigbares	251
	Wer auf wessen Flächen jagt	252
	Jagddienstleister	254
	Jagdregime	255
	Neue Jagdzeiten	257
	Monitoring	262
	Jagd in Schutzgebieten	263
	Jagen für den Wald – jetzt und richtig!	264
10	Zeitgemäße Jagd	266
	Wildbestände anpassen?	267
	Wie viel ist genug?	268
	Möglichst viel?	271
	Körperlicher Nachweis	273
	Geeignete Jäger	275
	»Alte« Jagdaufseher	277
	Jäger auf die Fläche!	279
	Fortbildungen	279
	Waldjäger-Lehrgang	280
11	Waldjäger in der Praxis	283
	Jagdteams	284
	Jagdliche Einrichtungen	287
	Werkzeuge und Technik	291
	Gemeinschaftsjagden	295
	<i>Gemeinschaftsansitze</i>	295
	<i>Drückjagden</i>	296
	Intervalljagd?	298
	Jagdhunde	300

12	Best-Practice-Revier: Forstbetrieb Schloss Neuenhof	303
	Ausgangslage	304
	Erste Änderungsversuche	305
	Konsequente Umstellung des Jagdbetriebs	307
	Monitoring und professionelle Unterstützung	308
	Messbare Erfolge	309
13	Die Zeiten ändern sich	311
	 Nachwort	 316
	Danke	317
	Quellen	318
	Über den Autor	337

Einleitung

Ein Ökologe schreibt ein Buch über die Jagd. Oha! Er ist selbst Jäger? Das Misstrauen wächst. Ein Kritiker aus den eigenen Reihen etwa? An dieser Stelle sei bereits gesagt, dass »die« Jägerschaft gar nicht so homogen ist, wie gerne dargestellt wird.

Jäger sind, wie Autofahrer oder Bäcker, sehr unterschiedlich. Es gibt ja auch nicht *den* Landwirt oder *den* Naturschützer. Und es gibt natürlich ebenso wenig *den* Jäger. Auch nicht, wenn die Jagdverbände nach außen gerne die geschlossene, traditionsbewusste Einheit darstellen. Manche jagen hauptsächlich der Trophäe wegen, viele eher des Naturerlebens und der Entspannung halber, die meisten möchten hochwertiges Wildfleisch gewinnen, manche den Wald, den Eigentümer oder den Naturschutz unterstützen. Genauso wenig gibt es *den* Wildbiologen oder *den* Förster. Manche Förster stellen immer noch die Holzproduktion und die Wildbewirtschaftung an die erste Stelle, viele sehen Wald und Jagd heute aber in einem größeren ökosystemaren Zusammenhang. Auch innerhalb der organisierten Jägerschaft gibt es große Unterschiede zwischen den lokalen Vereinigungen. Viele Ortsgruppen haben sich in den letzten Jahren, auch in den Vorstandsetagen, deutlich verjüngt und öffnen sich einer zeitgemäßen Jagd.

Dennoch: Einige Leser aus diesen Gruppen werden sich auf den Schlips getreten fühlen. Doch anstatt reflexhaft nach pauschalen Argumenten zu suchen, die die eigene Anschauung ins rechte Licht rücken (sollen), sollten wir lieber die Anstrengung unternehmen, uns mit dem fachlichen Für und Wider jedes einzelnen Themas auseinanderzusetzen. Das kann schwerfallen und auch wehtun. Es ist aber notwendig in einer demokratischen Debattenkultur. Bereits der Versuch, sich in die »andere« Seite hineinzusetzen, ist der Beginn eines konstruktiven Diskur-

ses. Auch ich bin nicht grundsätzlich gegen Kirmung und Kanzel. Und ich kann mich ebenfalls über eine schöne Trophäe freuen. Aber ...

Der Versuch, die Jagd in einen ökologischen Kontext zu stellen und zu bewerten, ist keine Polarisierung. Obwohl diese gerne am Stamm-tisch und in politischen Gremien geschürt wird, weil einfache Gut-Böse-Schubladisierung meist gerade bei denjenigen »zieht«, die sich nicht so auskennen.

Ein Buch über die Jagd zu schreiben, ist, gelinde gesagt, schwierig. Es als jagender Ökologe zu tun, gleicht einem Husarenritt. Als Ökologe ist man im alltäglichen Jagdkosmos ziemlich allein. Seit meinem Ökologie-studium, ich war damals bereits seit sieben Jahren Jäger, sehe ich mich regelmäßig in einer Mischung aus Argwohn und offener Ablehnung stigmatisiert. Teils von Seiten der Ökologen und Naturschützer, be-sonders aber aus der traditionellen Jägerschaft. Nicht selten musste ich mich, beiden Seiten gegenüber, rechtfertigen. Wie kannst du nur? Na ja, eigentlich ist es recht simpel, aber offenbar nicht so leicht zu begreifen, da es nicht wirklich in eine der beiden Schubladen passt. Als Ökologe ist man automatisch Naturschützer, nicht aber zwangsläufig Artenschützer oder gar Jäger. Dennoch ist die Jagd ein Bestandteil der Ökosysteme. Und sie kann kleine Stellschrauben in diesen verändern, im positiven wie im negativen menschlichen Ermessen. Allerdings wissen wir bisher nur sehr wenig über die komplexen Wirkungsgefüge zwischen der Jagd und Ökosystemen. Die Forschung steckt hier noch in den Kinderschu-hen (in 100 Jahren wird man sagen, die 2020er-Jahre waren noch wissen-schaftliche Steinzeit ...). In den 38 Jahren, in denen ich als Jäger, und den 25 Jahren, in denen ich zudem als Ökologe durch unsere Landschaften streife, habe ich versucht, die Jagd in einen ökologischen Zusammenhang zu stellen.

Doch Jagd ist nicht per se ökologisch. Weist man darauf hin, wie ich es im Buch mache, tritt man ständig und überall Leuten auf die Füße, die mit der Jagd vertraut sind. Auf ihre Art und Weise. Es wird also be-stimmt einige Jäger und Förster geben, die sich missverstanden oder un-gerecht behandelt fühlen. Ich kann das verstehen. Dennoch möchte ich Sie, liebe Leser, dazu ermutigen, beim Lesen die jagdliche oder forstliche

Brille immer mal wieder beiseite zu legen, einen Perspektivwechsel zuzulassen. Stellen Sie sich zum Beispiel vor, nicht der Schutz einer Handvoll Tierarten oder die Produktion von Holz stehe im Fokus, sondern der gesamte Lebensraum, das Ökosystem Wald. Vielleicht sind die folgenden Erkenntnisse, die ich selbst im Laufe meines Lebens zu diesem Thema gewonnen habe, für den einen oder anderen interessant? Ich will davon berichten.

Als Kind und Jugendlicher erlebte ich in den 1980er-Jahren eine ganz normale »jagdliche Sozialisation«. Es war schön, ökologisch unaufgeklärt zu sein. So konnte ich mich riesig am Anblick von acht Rehen in einer völlig entmischten Fichtenschonung erfreuen. Es war alles ganz »normal« soweit (das Phänomen der »Shifting Baselines« war nicht nur mir noch nicht bekannt). Ich zweifelte nicht im Geringsten daran, dass dieses »Waidwerken« richtig und sinnvoll war. Niemand machte sich ernsthaft Gedanken darüber in jener Zeit, außer einige Förster und Naturschützer in Bayern, von denen man aber – ohne Social Media – noch nichts ahnte.

Im Herbst 1995 begann ich mein Studium der Landschaftsökologie, das mich mehr und mehr auch über die Funktion der Jagd grübeln ließ. Erstmals sah ich mich, von Kommilitonen, mit kritischen Fragen zur Jagd konfrontiert, die tiefgründiger waren als ein bloßes »Wie kannst du nur ein Tier töten?«. Anfangs verteidigte ich »die« Jagd, wie ich sie kannte, noch.

Im Studium vertiefte ich die Tierökologie mit Schwerdtfeger und Remmert und las parallel dazu die wegweisenden Bücher *Jäger wohin?* von Bruno Hespeler (1990) und *Jagdwende* von Wilhelm Bode und Elisabeth Emmert (1998), die plötzlich eine ganz andere Geschichte der Jagd erzählten. Eine Erzählung, die in der Jungjägerausbildung, auf »Schüsseltreiben« und bei uns zu Hause unbekannt war. Das Narrativ des weidgerechten deutschen Jägers, des Hegers, der den »Schöpfer im Geschöpfe ehrt« (aus dem Gedicht des königlichen Oberförsters Oskar von Riesen-
thal von 1880) – in einer Zeit, in der Elstern und Dachse vergiftet, Krähen und Bussarde erschlagen wurden –, wurde plötzlich höchst kritisch hinterfragt. Mein Blick auf die Jagd veränderte seine Perspektive. Zunächst

in der Theorie. In der Praxis hatte unterdessen ein gewisser Dr. Franz Straubinger die Jagd in unserem Nachbarrevier in völlig neue Bahnen gelenkt. Im Hatzfeldt'schen Stammbetrieb wurde plötzlich waldorientiert gejagt. Und zwar ausgerichtet an den Bedürfnissen eines intakten Waldes, nicht länger an denen zahlender Hegejäger. Innerhalb weniger Jahre konnte ich beobachten, welch brachiale Dynamik Waldverjüngungen entfalten können, wenn konsequent gejagt wird und der Rehbestand angepasst ist. Die Biotopkapazität – ein Begriff, den ich erst jüngst kennengelernt hatte – erhöhte sich in nur wenigen Jahren enorm und die Wälder entwickelten sich zu einem Eldorado für Rehe und Wildschweine. Der naturnahe Dauerwald im Mittelsiebsbergland gilt heute als *das* Best-Practice-Beispiel für einen Waldumbau, der nur mit einer komplett umgestellten, intensivierten Jagd gelungen ist. Der Betrieb zählt inzwischen zu den erfolgreichsten Forstbetrieben Deutschlands.

Nach dem Studium, zur Jahrtausendwende, begann ich, vollkommen »anders« zu jagen. Zur ursprünglichen Motivation, Rehe zu jagen (Erlebnis, Wildbret und ja, anfangs auch Trophäen), gesellte sich ein immer wichtiger werdender Grund hinzu: Ich wollte dem Wald helfen.

Die Frage nach der Zukunft der Jagd wird von den verschiedenen Beteiligten und Interessenvertretern, sofern sie darüber nachdenken, vermutlich sehr unterschiedlich beantwortet. Die Antworten dürften von »komplettes Jagdverbot« über »ökologische Anpassung der Jagd« bis hin zu »Jagd soll bleiben, wie sie immer war« reichen. Wenn man das unabhängige Superbrain Google KI befragt, erhält man folgende Antwort (abgefragt über google am 24.7.2025):

»Die Zukunft der Jagd ist von gesellschaftlichen Veränderungen, technologischem Fortschritt und einem sich wandelnden Verständnis von Natur und Umwelt geprägt. Es gibt Herausforderungen hinsichtlich der gesellschaftlichen Akzeptanz, aber auch Chancen für eine modernisierte und zukunftsorientierte Jagd.

Die Jagd muss sich verstärkt mit den Erwartungen der Gesellschaft auseinandersetzen und ihre Rolle als Naturschutz und Lebensraummanager glaubwürdig vermitteln. [...]

Die Jagd könnte mit einem Nachwuchsmangel konfrontiert sein, wenn sich nicht genügend junge Menschen für die Jagd interessieren und die Jagd als Freizeitbeschäftigung wahrgenommen wird. [...]

Durch den Einsatz moderner Technologien und innovativer Jagdmethoden kann die Jagd effizienter und tierschutzgerechter gestaltet werden. [...]

Eine transparente und offene Kommunikation über die Aufgaben und Ziele der Jagd kann das Image der Jägerschaft in der Öffentlichkeit verbessern.

Die Jagd kann als wichtiger Partner im Naturschutz fungieren und zur Erhaltung der Artenvielfalt beitragen.

Die Jagd kann einen wichtigen Beitrag zur Wildtierbewirtschaftung leisten und Wildschäden minimieren.

Eine fundierte Aus- und Weiterbildung der Jäger ist entscheidend für die Sicherung der Qualität der Jagd und die Vermittlung von jagdlichem Wissen.

Die Einbindung der Bevölkerung in jagdliche Aktivitäten und Projekte kann das Verständnis für die Jagd fördern.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Zukunft der Jagd von ihrer Fähigkeit abhängt, sich an die gesellschaftlichen Veränderungen anzupassen, moderne Technologien verantwortungsvoll zu nutzen und ihre Rolle als wichtiger Partner im Naturschutz und Wildtiermanagement glaubwürdig zu vermitteln.«

Der Einordnung der KI kann man nur zustimmen. Mit diesem Buch möchte ich Jäger, Förster, Naturschützer und alle an Natur Interessierten erreichen. In erster Linie wird es um unseren Wald gehen und damit um die Waldreviere. Hier muss dringend gejagt werden, wenn wir in Zukunft einen arten- und ertragreichen Wald möchten. Im Feld kann gejagt werden, wenn es die Besätze erlauben.

2

Das Fundament wackelt

*»Wildtiermanagement ist in Wahrheit Menschenmanagement.«
(Aldo Leopold)*

In vielen Bereichen ist der Naturschutz der Jagd um Längen voraus – vor allem in Professionalität und Transparenz. Während der Naturschutz bereits seit den 1960er-Jahren systematisch Tier- und Pflanzenarten erfasst und Rote Listen der gefährdeten Arten aus den Ergebnissen ableitet, begannen die Jagdverbände erst im 21. Jahrhundert mit einem systematischen Monitoring einzelner Wildarten. Dieses beruht allerdings in großen Teilen auf den Daten der Jagdstreckenstatistik sowie auf Schätzungen der Jagdpächter und -aufseher (und ist daher nur bedingt valide).

Auch im Naturschutz stand lange der reine Artenschutz im Mittelpunkt der Bemühungen. Beispiele sind die Nistkastenbewegung der 1920er-Jahre oder auch die Artenschutzappelle der großen deutschen Tierfilmer Bernhard Grzimek und Heinz Sielmann (bis in die 1980er-Jahre). Doch mit der ökologischen Aufklärung Ende des 20. Jahrhunderts hatte sich der Naturschutz bereits weiterentwickelt. Der Blick wurde geweitet, der Naturschutz wissenschaftlicher und allmählich ökologischer, und man wendete sich dem Flächen-, später auch dem Prozessschutz zu. Im Wissen, dass der Schutz von Ökosystemen und ihren natürlichen Abläufen (Prozessen) der wirksamste Schutz unserer Biodiversität ist.

Steigbügelhalter Wildbiologie

Die Jagd hingegen hat sich jahrzehntelang kaum weiterentwickelt. Der Öffentlichkeit wurde stattdessen vorgegaukelt, die Jäger würden »ihren« Wildbestand zählen und bestens kennen. Jagd sei gar »angewandter Naturschutz«. Denn es gab ja von Wildbiologen definierte Abschusskriterien und Abschusspläne, die den Behörden zur Genehmigung vorgelegt wurden. Dieser gigantische Selbstbetrug flog erst um die Jahrtausendwende auf, und seither wird (allerdings erst in Teilen) auf die behördliche, von Wildbiologen begründete Abschussplanung verzichtet. Die verantwortlichen Wildbiologen hatten, im Geiste des Trophäenkults, jedweden ökologischen Bezug verloren und tatsächlich Geweihmerkmale zu Abschusskriterien erklärt. Damit war die Natur auf den Kopf gestellt: An erster Stelle das Jägerinteresse (Kronengeweih) und das Wild – aber nicht der Lebensraum. Bis heute fühlt und sieht sich manch eingesessener Wildbiologe als Anwalt des (Rot-)Wildes.

Wirkungsloser Werkzeugkoffer

Ein typisches Beispiel: In einem Online-Seminar ging es – wieder einmal – um die Wald-Wild-Problematik. Alle Vertreter des Waldbaus und der Ökologie waren sich einig, dass eine akute Anpassung der Reh- und Hirschbestände an den Lebensraum erfolgen muss. Es wurden zahlreiche Beispielreviere aus der Praxis aufgeführt, in denen eine Intensivierung der Rehjagd zu erfreulichen Ergebnissen geführt hat: eine artenreiche Wiederbewaldung, gesunde Rehe und wenig Verkehrsverluste. Einzig der Wildbiologe haderte: Die bloße Forderung nach einer Anpassung der Wildbestände an den Lebensraum – sprich: Reduzierung – sei »zu einseitig«. Dieses (Totschlag-)Argument ist häufig zu hören von Wild- und Jagd-»Experten«, die eher in der Theorie als in der Jagdpraxis zu Hause sind. Die Problematik sei zu komplex, als dass man sie durch die bloße Erhöhung der Abschüsse lösen könne. Selbstredend hatte der Wildbiologe auch die Lösung des Wald-Wild-Problems im Gepäck.

Wildbiologen begründen und erklären Hobbyjägern seit jeher ihr Handwerk. Und wie immer im Werkzeugkasten: Runde Tische,

Berücksichtigung aller Interessen, Konzepte, Wildruhezonen, Wild-
äsungsflächen, Touristenlenkung und Kommunikation. Ganz wichtig!
Man müsse der entfremdeten (Stadt-)Bevölkerung den Wald wieder
näherbringen. Zum Beispiel – jetzt kommt's – indem man das Rotwild
wieder tagsüber erlebbar macht für die Bevölkerung. Hirsche, die in vie-
len Revieren unfassbare Schäden am Ökosystem Wald verursachen, als
umweltpädagogische Leitart für die Rettung des deutschen Waldes! Was
derart absurd klingt, als könne man es sich kaum ausdenken, fordert so
mancher Wildbiologe, ohne mit der Wimper zu zucken.

In Wahrheit hat der Wald ein erhebliches Problem mit dem Rotwild.
Warum? Weil es gar keine Walddierart ist. Hirsche kommen natürlicher-
weise im Wald überhaupt nicht vor. So wenig wie Steppenantilopen
oder Eisbären. Natürliche Offenland-Lebensräume für Rotwild gibt es in
Deutschland aber kaum noch – als geeignete Ersatzlebensräume fungie-
ren allenfalls (ehemalige) Truppenübungsplätze. Die intensiv genutzte
Agrarlandschaft fällt als Lebensraum für die großen Rudeltiere per se aus
(fragen Sie mal die Bauern ...).

In unseren Wäldern werden Hirsche nur deshalb gehegt, weil der
»König des Waldes« die größte Sehnsucht der Trophäenjäger ist. Und
diese Tierart, die im Wald – in den sie gar nicht »gehört« – teils extreme
Wildschäden verursacht, benutzen traditionsverhaftete Wildbiologen,
um den Menschen den Wald zu erklären. Verrückt? Wohl eher Kalkül.
Denn durch die Pflege des sogenannten Bambi-Syndroms wird weder
das Verständnis für die Ökologie des Waldes größer noch die Einsicht
der Bevölkerung, dass die erforderlichen Reduktionsabschüsse dringend
notwendig sind. Wollte man den Menschen das Ökosystem Wald wirk-
lich ernsthaft erklären, müsste man stattdessen typische Charakter-
arten in den Mittelpunkt stellen. Zum Beispiel Hirschkäfer, Mittelspecht
oder Eichenzipfelfalter für intakte Eichenwälder. Die jüngere Genera-
tion der Wildbiologen hat heute zum Glück ein breiteres ökologisches
Verständnis.

»Der Begriff ›Bambi-Syndrom‹ beschreibt die gefühlsbetonte und
oft irrationale Haltung, dass niedliche Wildtiere geschützt werden müs-
sen, während weniger ›süße‹ Tiere oft ignoriert werden« (Google KI am

21.6.26). Rainer Brämer (1998) schreibt, das Bambi-Syndrom sei »Naturverklärung als Naturentfremdung«.

Bambi-Syndrom

Einem befreundeten Jäger, Aktiver des örtlichen Hegerings, erzählte ich vor Jahren, dass seit Wochen allnächtlich ein Reh in unseren Garten hüpfte und mittlerweile den ganzen Salat und die Himbeeren abgefressen habe. Diesen Umstand, den ich als einigermaßen ärgerlich empfand, quittierte er mit einem »Ist doch schön!«. Die Reaktion war durchaus typisch. Häufig höre ich von Gartenbesitzern Klagen über Rosen oder Kräuter fressende Rehe und die dortigen Jäger reagieren meist schulterzuckend oder weisen gar darauf hin, dass es doch toll sei, ein Reh in seinem eigenen Garten zu haben! Die verursachten Schäden werden überhaupt nicht beachtet oder als unvermeidlich betrachtet. Auf die naheliegende Idee, das Reh in der Wiese nebenan zu schießen, kommt man schon gar nicht.

Mit Mäusen, Ratten oder Wildschweinen als »Störenfrieden« im Garten geht man dagegen ganz anders um. Von Rehen und Hirschen aber wurde, zum Teil gezielt, das Bild des niedlichen Tieres gezeichnet, das man am liebsten streicheln würde. Was der Hegejagd vermeintlich in die Karten spielt. Man inszeniert sich in der Öffentlichkeit ja lieber als »Tierschützer«, der in erster Linie Tiere rettet (Kitzrettung!) und nur schießt, um ein Tier vor Schmerzen oder Altersgebrechen zu erlösen. Gleichzeitig stellt man denjenigen (Schießer!) in eine unrühmliche Ecke, der das Salat fressende, gesunde Reh »grundlos« töten will.

Die Strategie, die »Bambi-Gefühle« in der nicht jagenden Bevölkerung zu schüren, ist indes ein Spiel mit dem Feuer. Denn derzeit müssen sehr viele Rehe, Hirsche und Wildschweine erlegt und nicht »erlöst« werden. Wir sollten das ehrlich und transparent erklären, anstatt romantische Emotionen und fehlendes ökologisches Wissen der Mitmenschen auszunutzen.

Lebensraumgutachten

Von traditionellen Jagdverbänden und Wildbiologen wird in Konfliktsituationen immer wieder die Anfertigung von sogenannten Lebensraumgutachten gefordert. Selbstverständlich mit Hintergedanken. Denn Lebensraumgutachten haben durchaus hier und da zu Ruhezeiten für Hirsche, einem Prozent weniger Schälschaden und zufriedenen Jagdpächtern geführt. Schon der Begriff suggeriert, dass nicht die Schalenwildsdichten (von regelmäßig über 50 Tieren pro 100 Hektar Wald) gesenkt werden müssten, sondern – bei Beibehaltung der jagdlichen Tradition – die Planung von Ruhezeiten, Wildäsungsflächen und Abschussquoten das Problem lösen kann.

Mittlerweile sind einige dieser Lebensraumgutachten erstellt worden. Keines davon hat dazu beigetragen, Wildbestände anzupassen und einen artenreich aufwachsenden Wald zu verwirklichen. Ein Beispiel: Einer Jagdgenossenschaft im Hochsauerland wurde es 2014 zu bunt.

Die zahlreichen Rehe im Revier fraßen fast alle kleinen Bäumchen auf, eine Waldverjüngung ohne Schutzmaßnahmen war für keine Baumart außer der Fichte möglich. Selbst Birken mussten vor Verbiss geschützt werden.

Forderungen nach höheren Abschusszahlen wurden seitens des langjährigen Jagdpächters erfolgreich abgewiegelt. Der engagierte Jagdvorsteher wandte sich sodann Hilfe und Unterstützung suchend an die Politik. Man einigte sich darauf, wildbiologische Exper-



Birke im Einzelschutz, Sundern 2015

tise hinzuzuziehen, woraufhin die Wildforschungsstelle, Institution des Landes NRW, fortan das Zepter zur Beilegung des Konflikts übernahm. Bereits zur »Auftaktveranstaltung« wurden sämtliche regionalen »Stakeholder« eingeladen, die entfernt mit dem Thema Jagd zu tun hatten, selbstverständlich auch Vertreter des Jagdverbandes. Zur Aufnahme des Status quo wurde, ein Jahr später (!), ein Verbissgutachten in Auftrag gegeben, das einen Leittriebverbiss im Laubholz von 70 Prozent aufzeigte. Totalschaden. Daraufhin verständigte sich der mittlerweile ins Leben gerufene »Runde Tisch« mit etlichen Behördenvertretern und Jagdfunktionären auf die Anfertigung eines »Lebensraumgutachtens« für das Revier. Jährlich traf man sich zum Kaffeetrinken am Runden Tisch und tauschte sich, fachlich auf überschaubarem Niveau, aus.

Für das Lebensraumgutachten musste der zuständige Landesförster Daten zu Mikroklima, Geologie und Bodengüte des Revieres zusammentragen. Es wurden gemeinsame Reviergänge anberaumt und der Förster musste sogenannte Weisergatter anlegen und kartieren, also umzäunte, gegen Verbiss geschützte Flächen, die als Vergleichsflächen die Schadensbeurteilung ermöglichen sollen. Alles aus Steuergeld und Jagdabgabe. Später wurde eine zweite Verbisskartierung in Auftrag gegeben und die Jäger mussten für das Wildmonitoring die »Vorderfußlänge« und »Schulterhöhe« der erlegten Rehe messen. Jagdlich veränderte sich im Revier derweil nichts. Auf meinen Rat, im September die Jagd auf weibliche Rehe zu forcieren, antworteten die Jäger: »Im September können wir nicht, da sind wir immer zur Hirschbrunft in Ungarn!« Im Laufe des Projektes schossen die Jäger nicht mehr, sondern weniger Rehe als zuvor. Im dritten Projektjahr nur noch 6,5 Rehe pro 100 Hektar! Leider ist das alles kein Witz oder die Schilderung einer jagdlichen Kinderfantasie, sondern tatsächlich stattfindende »Behördenarbeit« (oscarreif für den »Irrsinn der Woche«).

Die Landesbehörde verbrachte fortan über zwei Jahre (!) mit der Ausarbeitung des 39-seitigen »Lebensraumgutachtens«. Nach dem Lesen dieses Gutachtens stieg ich umgehend aus dem Projekt aus. Darin wurde empfohlen, in Intervallen an forstlich relevanten »Schwerpunkten« zu jagen, Ruhezeiten und -phasen einzuhalten und die Wildäsungsflächen

mit »PK-Dünger wie Thomaskali, Hyperphoskali und Urgesteinsmehl mit einer Aufwandmenge von 2kg pro 100 Quadratmeter« zu düngen. Weiterhin wurde konstatiert, dass »weniger die Höhe des Rehwildbestandes an sich als die Verteilung auf der Fläche entscheidend ist«. Da sich die »Abstimmungspraxis« mit der »positiven Dialogkultur vor Ort« bewährt habe, empfehle man ein »Weiter so«. Das Gutachten schließt mit den Worten: »Die Feinabstimmung am Objekt ist wichtiger als eine Grundsatzdiskussion!«

Im Jahr 2021, vier Jahre nach meinem Ausscheiden und sieben Jahre nach Projektbeginn, rief mich der Vorsteher der Jagdgenossenschaft wieder an und sagte: »Ich glaube, das hat alles nichts gebracht. Kannst du nochmal kommen?« Ich führte also eine weitere Verbisskartierung



Auch Jahre nach dem Lebensraumgutachten wuchsen im Revier fast nur Gräser und Fichten.

im Revier durch, wo möglich an denselben Stellen wie sechs Jahre zuvor. Die Ergebnisse waren für die Waldbesitzer niederschmetternd: Der Verbiss am Laubholz hatte sich kein bisschen verbessert und lag nach sieben Jahren Projektlaufzeit immer noch bei 71 Prozent! In dem von mir angefertigten Gutachten heißt es:

»Die Ergebnisse der Verbissaufnahmen zeigen eine erhebliche Entmischung und eine extreme Verbissbelastung der Baumverjüngung an. Nur 14 % der Baumverjüngung besteht aus Laubholz! Die wichtigen Pionier- und Vorwaldarten Aspe und Salweide werden fast komplett aus dem Artenspektrum heraus selektiert. Birken mit 68 % und Ebereschen mit 76 % sind extrem verbissen und kommen nur in geringen Anteilen vor. Im Vergleich zu 2015 ist der Verbissdruck bei diesen Arten sogar noch gestiegen! Außer der Birke kann sich keine Art nennenswert festsetzen. Alle Laubholzarten außer der Birke werden derart stark beäst, dass die Pflanzen nicht aus dem Äser wachsen können. Laubbäume gelten als erheblich gefährdet, wenn ihre Leittriebe zu 25 % verbissen sind. Im Revier liegt das Verbissprozent für Laubholz bei 71 %. Keine der standorttypischen Arten Buche, Eiche, Hainbuche, Kirsche, Bergahorn und Esche sind in der Lage, sich bei diesem Verbissdruck zu verjüngen. Auf den Kahlflächen sind 100 % der Ebereschen, Buchen und Eichen verbissen. Die Flächen entwickeln sich zu einer Art Baumsteppe. Im Vergleich mit der Verbissituation 2015 hat sich bis 2021 keine Veränderung ergeben. Die Verbissprozente sind vergleichbar hoch. Der enorm hohe Verbiss verhindert jedwede Verjüngung von Edellaubholz. Die wichtigen Pioniergehölze Salweide und Zitter-Pappel werden schon im Keimlingsstadium komplett selektiert bzw. ausgerottet. Vogelbeere wächst nicht höher als kniehoch (Verbissprozent: 75 %), Birken können sich nur vereinzelt behaupten (Verbissprozent: 65 %). Forstliche Zielbaumarten werden – mit Ausnahme der Küstentanne – bereits im Keimlingsstadium komplett selektiert. Das Lebensraumgutachten ist vollumfänglich gescheitert. Veränderte Jagdstrategien – sollte es welche gegeben haben – haben zu keinerlei positiven Effekten auf die Waldverjüngung geführt.«

Das Fazit dieses Lebensraumgutachtens ist verheerend:

- Wasted Time: Aberhunderte Stunden Lebenszeit nicht nur von bezahlten Behördenmitarbeitern, sondern auch von selbständigen Waldbesitzern, die sich Hilfe von staatlichen Behörden erhofft hatten.
- Verschwendung von zehntausenden Euro Steuergeld – natürlich musste sich keiner der Verantwortlichen je verantworten.
- Das Lebensraumgutachten hat nur den Jagdpächtern genutzt und den Behördenvertretern, die den Waldbauern vor Ort, bestens besoldet, im Brustton der Arroganz ihre nicht vorhandene »Expertise« aufdrückten.
- Die Waldbesitzer und Jagdgenossen, die verzweifelt und machtlos bei Wildbiologen und dem Forstamt nach Hilfe gesucht hatten, sind dagegen komplett im Stich gelassen worden.

Die Lösung für die Probleme dieses Revieres im Hochsauerland wäre 2014 sehr einfach gewesen, denn man wusste zu diesem Zeitpunkt natürlich schon längst von Positivbeispielen (die die Vertreter der hinzugezogenen Wildbiologie nicht sehen wollten und negierten), wie man eine solche Wildschadenproblematik in den Griff bekommt. Einige wenige fähige Jäger hätten das Revier ein paar Jahre intensiv bejagen und Strecken von wahrscheinlich etwa 30 Rehen pro 100 Hektar erzielen müssen. Dann hätten die Waldbesitzer dort nun artenreich wiederbewaldete Kalamitätsflächen. Und keine Grassteppen.

In NRW wurden in der zweiten Hälfte der 2010er-Jahre – quasi als Kompromiss, der aus dem sogenannten »Ökologischen Jagdgesetz« (2015) folgte – weitere Lebensraumgutachten von Seiten des Landes anberaunt. Diese sollten in Regionen mit extremen Wildschadenproblemen (Eggegebirge, Siegerland, Arnsberger Wald) den Durchbruch im teils seit Jahrzehnten andauernden Streit zwischen Waldbesitzern auf der einen und Jagdpächtern und -verbänden auf der anderen Seite bringen. Die ernüchternde Bilanz: Keines der Projekte respektive Lebensraumgutachten hat irgendeinen Fortschritt im Wald gebracht. Es ist

offensichtlich geworden: Diese Projekte mit runden Dialogtischen, Lebensraumgutachten und Beteiligung aller »Stakeholder« bringen nichts als Verzögerung, Hinhaltung und Nebelkerzenwürfe, die letztendlich dazu führen, dass sich eben nichts ändert.

Jagdausbildung

Die Jungjägerausbildung lag über Jahrzehnte in den Händen der organisierten Jägerschaft. Man bildete »seine Jäger« selber aus, bestimmte die »Marschrichtung« und beeinflusste so Generationen von »Jungjägern«, die häufig gar nicht mehr so jung waren. Selbstverständlich durfte auch hier ein gewisses Maß an Selbstüberhöhung nicht fehlen: Für die Jungjägerausbildung wurde der Begriff »Grünes Abitur« kreiert. Womit man deutlich machen wollte, dass »die« Jäger besser und gebildeter seien, mehr wissen und können als alle anderen, die sich in den Revieren bewegen, allen voran die Naturschützer.

Was das Thema Selbstüberschätzung anbelangt, gibt es übrigens kaum Grenzen nach oben. Ein westlicher Jagdverband überreichte Jungjägern nach bestandener Prüfung einen »Sachkundenachweis Naturschutz«. Die Jungjäger hatten sich für diesen qualifiziert, weil sie in der Ausbildung darauf vorbereitet worden waren, die dreieinhalb möglichen Fragen zum Thema Naturschutz theoretisch richtig zu beantworten. Trifft einer dieser Jungjäger nun bei seinen ersten Reviergängen einen Mitarbeiter des Naturschutzes im Revier (womöglich am Ententeich mit Maiskirsung, für Außenstehende »Biotop« genannt), kann er diesem seinen von Verbandsseite ausgestellten Ausweis unter die Nase halten. Ebenso gut hätte er sich einen Ausweis aus der *Yps* ausschneiden können (Kling 2009).

Kostproben von zwei Jungjägern gefällig, die nach bestandener Prüfung in meinen Jagdteams mitjagten? Mit einem der beiden machte ich wenige Tage vor seiner Prüfung einen Reviergang und nutzte die Gelegenheit, um noch ein wenig Artenkenntnis zu üben. Ich zeigte ihm Birke, Buche, Fichte und Holunder. Die Fichte erkannte er. Als Einziges. Ein anderer meiner mitjagenden Jungjäger berichtete nach bestandener

Prüfung erleichtert von seinen teils kuriosen Antworten. Unter anderem hatte er den präparierten Eichelhäher als Rotkehlchen »angesprochen« – so viel zum »Grünen Abitur«.

Man könnte die Jungjägerausbildung leicht in sämtliche Einzelteile zerlegen, um den dringenden Reformbedarf darzulegen. Derzeit kann man als Prüfungsvorbereitung ein halbes Jahr oder ein Jahr in die Schule gehen, man kann einen zwei- oder dreiwöchigen Crashkurs belegen oder man lernt ganz für sich allein. Jagdliche und praktische Erfahrungen brauchen nicht gesammelt zu werden. Außer Schießen, das muss man können (kann man als durchschnittlich talentierter Mensch in zwei, drei Wochen einüben). Das Ergebnis aus der Riege der Absolventen ohne jagdliche Vorbildung besteht in vielen Fällen aus mit reichlich unnützem Halbwissen überfrachteten Theoretikern, die zwar schießen können, aber keinen blassen Schimmer von Jagdausübung, geschweige denn von Waldökologie, Wildschäden oder Naturschutz haben.

In Entwürfen der geplanten Novelle des Bundesjagdgesetzes (2020) war eine grundlegende Reform der Jungjägerausbildung vorgesehen (Julia Klöckner/CDU sagte dazu: »Wir führen das Jagdrecht in die Zukunft!«). Nach dieser sollten die Länder verbindliche Regelwerke für die Jagdschulen erarbeiten, in denen 14-tägige Intensivkurse nicht mehr möglich sein und die Themen Wildschäden und Waldverjüngung viel stärker priorisiert würden. Zudem war vorgesehen, dass die Jagdausbilder künftig fachlich qualifiziert sein mussten! Das Gesetz hätte die Welt der Hochleistungs-Jagdschulen auf den Kopf gestellt. Es wurde jedoch aus nie offiziell geklärten Gründen vom parlamentarischen Tisch genommen und verschwand in der Versenkung.

Die angehenden Jungjäger werden weiterhin in kurzer Zeit geschult, um die anstehende Prüfung zu bestehen. Dafür müssen ausreichend viele Fragen gemäß der Prüfungsordnung korrekt beantwortet werden. Doch ein Blick in diese offenbart die meilenweite Diskrepanz zwischen Anspruch (»Grünes Abitur« / der Jäger als Top-Naturschützer und Reviermanager) und Wirklichkeit. Fragen zum Ökosystem Wald werden oft nur aus rechtlicher Perspektive gestellt, Fragen zum Erkennen von Pflanzenarten gibt es nicht und Zusammenhänge zwischen Jagd, Wild-

dichten und der Waldentwicklung werden gar nicht erst thematisiert. Ebenso wenig die aus einer unzureichenden Bejagung resultierenden ökonomischen Konsequenzen. Stattdessen müssen die angehenden Jäger beim Thema Waldökologie (!) in NRW beispielsweise lernen, was »Prossholz« ist und wozu es nach Meinung von Wildbiologen nützlich ist: »Als Prossholz bezeichnet man Weichhölzer, die dem Wild im Winter zur Äsung ausgelegt werden und somit Wildschäden vermeiden« (Asbeck et al. 2023). Die Fragenkataloge sind, um es freundlich auszudrücken, veraltet. Eine tiefgreifende Reform der Jungjägerausbildung und -prüfung ist längst überfällig.

*»Das Buch beleuchtet eine ungeheure Vielzahl von Themen,
die früher von der Jagd gar nicht beachtet wurden.
Noch nie wurde so über Jagd geschrieben. Ein epochales Werk!«*

Dr. Franz Straubinger

Wo endet Tradition, wo beginnt Verantwortung?
Die Jagd steht vor einem tiefgreifenden Wandel: Ökologische
Aufklärung und ein geschärftes Bewusstsein für das
Zusammenwirken von Wild, Wald und Landwirtschaft
stellen tradierte Jagdweisheiten infrage.

Frank Christian Heute zieht eine ehrliche Bilanz: Ein
gesunder Wald braucht mehr und bessere Jagd!
Er bricht mit veralteten Hege-Dogmen und zeigt, was
Verantwortung für Wald und Wild heute wirklich bedeutet: eine
stärkere Einbindung der Jägerschaft, ein fachkundiges
Monitoring, aber auch ungeschädigte Lebensräume
und naturnahe Waldwirtschaft. Zudem plädiert er für neue
Kooperationen mit Waldbesitzenden, Kommunen und
Naturschutz, für mehr Transparenz und eine effizientere,
rücksichtsvollere Jagdpraxis.